

Erfahrungsbericht – Ein Sommersemester an der Université Paris Descartes

*Zum Reisen gehört Geduld, Mut, guter Humor,
Vergessenheit aller häuslichen Sorgen,
und dass man sich durch widrige Zufälle, Schwierigkeiten, böses Wetter,
schlechte Kost und dergleichen nicht niederschlagen lässt.*
(Adolf Freiherr von Knigge)

Hätte ich dieses Zitat von Adolf Freiherr von Knigge vor meinem Erasmus Semester gelesen und gewusst, dass es meine erste Woche in dieser Metropole ziemlich genau beschreiben würde, hätte ich vermutlich noch am Berliner Hauptbahnhof kehrt gemacht. Ich wäre nach Hause gefahren, hätte den Neujahrsbrunch mit mir vertrauten Personen zelebriert und nicht gehnt, dass ich das schönste, reichste halbe Jahr meines Studiums verpassen würde. Gut, dass man nicht in die nahe Zukunft sehen kann. Gut, dass ich in diesen Zug gestiegen bin. Und gut, dass ich am 1. Januar 2018 an einem verregneten Montag in Paris ankam.

Vollgepackt mit Koffern und Taschen, welche ich kaum durch die Drehkreuze der *métro* geschoben bekam, mühte ich mich in Richtung meines kleinen Hostels am Stadtrand. Ich erinnerte mich an die Worte des Erasmus-Koordinators der Berliner Charité, als ich mehrfach versuchte, für mich wichtig erscheinende Fragestellungen mit ihm zu klären: „Erasmus bedeutet in erster Linie, zu lernen Ungewissheiten auszuhalten.“

Als bald bekam ich eine Ahnung, was er damit meinte. Die ersten Tage ist man allein mit allen Schwierigkeiten, die ein solcher Aufbruch ins Ungewisse mit sich bringt. Alles kam auf einmal. Die fremde Sprache, ungeklärte häusliche Situationen, eine scheinbar mangelhafte Kommunikation zwischen den Fakultäten und ein bürokratischer Aufwand, wie ich ihn selbst aus Deutschland nicht kannte.

Es war überwältigend und nicht selten kam mir der Gedanke, einfach wieder nach Berlin zu fahren. Doch ich kann rückblickend sagen, dass ich in diesen ersten Tagen und Wochen am intensivsten gelernt habe, mit Widrigkeiten umzugehen. Und es gab viele Probleme, die zu bewältigen waren.

So war bis zum 8. Januar 2018 unklar, ob ich ab Februar in einem der staatlichen Wohnheime unterkommen würde. Ebenso musste ich den ganzen Januar hindurch von einem Hostel zum nächsten umziehen, da die Zimmer jeweils nur für sechs Nächte gebucht werden konnten. Notwendige Bankkonten, Versicherungen und Ausweise konnten ohne festen Wohnsitz nicht abgeschlossen oder erstellt werden. Und gleichzeitig musste bereits die Zeit nach der Rückkehr im Juli 2018 aus der Ferne organisiert werden.

Das Erste, was ich an Deutschland vermisste, war die strikte – wenn auch manchmal bürokratische – Organisation im täglichen Leben und an der Fakultät. In Paris war es nicht zwingend unorganisiert, aber Abläufe wie die Registrierung an der Universität oder das Mieten des Wohnheimzimmers waren nur durch unabgesprochenes, persönliches Erscheinen möglich. Häufig wusste man zuerst auch nicht wer ich war. Doch nach kurzer Diskussion wurde mir dann meist unkompliziert geholfen.

Dies ist bereits eine der ersten und wichtigsten Lektionen, die ich aus Frankreich mitnehme: Alle noch so schwerwiegenden Probleme lösen sich, wenn man optimistisch und freundlich, aber bestimmt und zielorientiert mit den verantwortlichen Personen in Kontakt tritt.

Alle Hindernisse ließen sich also mit der Zeit überwinden und so konnte ich meine Aufmerksamkeit auf das Wesentliche konzentrieren. Schon am ersten Tag nach meiner Ankunft in Paris wurde ich um acht Uhr morgens auf der orthopädischen Station des Krankenhauses *Saint Joseph* erwartet. Denn das Studium in Frankreich ist im Gegensatz zu dem deutschen Modell deutlich praxisorientierter ausgerichtet. Die Studenten werden viermal im Jahr für je drei Monate (in meinem Fall sechs Wochen) vormittags in verschiedene Krankenhäuser geschickt. Hier können sie die tägliche Versorgung der Patienten miterleben und werden in den Stationsalltag eingebunden. Von der Patientenaufnahme über die Durchführung von Visiten, Anamnesegesprächen und dem Stellen der Medikation, bis hin zum Assistieren im Operationssaal, wird einem so die, nachmittags in den Vorlesungen erlernte Theorie, in der Praxis nähergebracht. Ich absolvierte meine Praktika auf einer orthopädischen Station, einer kardiologischen Station und fuhr als Teil des Pariser SAMU auf einem Rettungswagen mit.

Die so in Deutschland nur im Rahmen einer Famulatur erfahrbaren Eindrücke, haben mich in meiner Herangehensweise an Problemstellungen (wie den Tod einer jungen Frau durch einen Unfall oder das richtige Platzieren einer Hüftprothese) auf psychologischer und fachlicher Ebene weitergebracht.

Gleichwohl habe ich nicht den Eindruck, dass französische Studenten inhaltlich besser vorbereitet in den Berufsalltag starten, als ihre deutschen Kollegen. Häufig hatte ich das Gefühl, dass an meiner Fakultät in Berlin eher versucht wird, das Verständnis der Studenten zu schärfen, während das Auswendiglernen verschiedener Skalen, Definitionen und Zusammenhänge in Paris im Vordergrund stand. Auch gibt es in Frankreich kein reines „Praktisches Jahr“ wie in Deutschland, wodurch deutsche Studenten fehlende Alltagserfahrungen in der Klinik aufholen können.

Anfangs war es eine Herausforderung, mich in medizinischer Fachsprache auf Französisch mit Patienten und französischen Kollegen zu unterhalten, was sich jedoch schnell legte. Nach meinem sechsmonatigen Aufenthalt in der französischen Hauptstadt ist mein Französisch nun auf einem sehr hohen Niveau, wodurch eine fachliche und persönliche Kommunikation fließend möglich sind. Auch der Gedanke mehrere Jahre meiner Facharztausbildung in Frankreich zu absolvieren, spielen nun in meinen Zukunftsplänen eine Rolle.

Mindestens genauso wichtig wie die fachliche Entwicklung - und in persönlicher Hinsicht vermutlich prägender - war für mich der Austausch mit den anderen Erasmus-Studenten und Franzosen sowie die damit einhergehende Reflexion über mich selbst und die eigene Kultur. In meinen sechs Monaten in Paris habe ich Menschen aus halb Europa kennengelernt. Franzosen, Italiener, Spanier, Österreicher sowie Personen aus Costa Rica, den USA oder Brasilien wurden zu meinen Freunden. Schnell wurde mir bewusst, dass sich die Mentalität dieser Kulturkreise doch sehr von der deutschen unterscheidet. Es fängt bei offensichtlichen Sachen, wie einem späten Abendessen an, und geht von einem viel offener wirkenden Umgang mit Fremden, bis hin zu einem sich primär im Freien und auf Café Terrassen abspielenden Leben. Mein Eindruck war, dass es eine sorglosere Art der Lebensführung ist, ohne jedoch naiv in den Tag hinein zu leben. Es wurde weniger über Scheitern, missglückte Planungen und belastende Dinge nachgedacht. Häufig traf man sich nach einem Tag in der Bibliothek

noch in einem Park bei einem typisch französischen *Pique-nique* und ließ den Abend gemeinsam ausklingen.

Überrascht hatte mich auch die sehr körperliche Art, welche ich aus Deutschland so nicht kannte. So gab man selbst Fremden beim ersten Kennenlernen (außer in professionellen Situationen) sogenannte *bises*, zwei Küsse auf die linke und rechte Wange.

Durch die Wahrnehmung der Eigenarten der französischen und generell auch südländischen Kultur, reflektierte ich zunehmend die Unterschiede zur deutschen Kultur. Erstaunt realisierte ich, dass selbst ich, was ich vorher nie gedacht hätte, deutscher bin als angenommen.

So kam beispielsweise nach drei Monaten im Gespräch mit einer italienischen Freundin das unerwartete Geständnis, dass ich in der ersten Begegnung – wie viele der Deutschen – eher als kalt wahrgenommen wurde. Die fehlende körperliche und in Deutschland eher als höfliche Distanz gepflegte Art beim ersten Kennenlernen, wurde mir als unhöflich gespiegelt.

Ein weiterer interessanter Punkt waren die sich häufig ganz natürlich entwickelnden politischen Diskussionen. Man redete oft über die Europäische Union, ihre Vor- und Nachteile und die Sicht der verschiedenen Länder auf dieses große Projekt. Ohne eine politische Aussage treffen zu wollen, hat mich gerade in den ersten Monaten das Gefühl ein Ausländer zu sein sehr geprägt. Obwohl ich die französische Sprache schon auf einem sehr hohen Niveau beherrschte, aus einem ähnlichen Kulturkreis kam und auch äußerlich nicht auffiel, nahm man sich selbst als nicht ganz zugehörig war. Auch, dass ich in den ersten Monaten vor allem den Kontakt zu anderen - nicht französischen - Erasmus Studenten suchte und nicht zu Einheimischen (was sich mit der Zeit stark legte), zeigte mir, wie schnell man Gefahr läuft, sich in einem fremden Land abzukapseln. Im Hinblick auf weltweite Migration und die Gefühle der betroffenen Menschen, habe ich meinen Horizont enorm erweitern können.

Schließen kann ich damit, dass ich in Paris eine zweite Heimat gefunden habe. Ich bin der französischen Kultur so nahe gekommen, wie ich es nie für möglich gehalten hätte. Mein Blickwinkel auf unsere Europäischen Nachbarn, Deutschland und mich selbst hat sich nachhaltig verändert.

Ich bin mit einem weinenden Auge in die Fremde aufgebrochen, doch habe ich Paris auch mit mindestens einem weinenden Auge wieder verlassen. Im Sommer werde ich noch mehrmals nach Paris zurück fliegen und habe auch schon viele Besuche bei meinen internationalen Freunden für das kommende Jahr geplant.

Und so ende ich, wie ich begonnen habe mit einem Zitat, diesmal von dem Namensgeber des Programms mit dem ich weggefahren bin, Erasmus von Rotterdam:

*Ich möchte Weltenbürger sein,
überall zu Hause und
überall unterwegs.
(Erasmus von Rotterdam)*

17. Juli 2018